



LIBERALES INSTITUT

Rede anlässlich der Verleihung des Röpke-Preises für Zivilgesellschaft
an der Freiheitsfeier des Liberalen Instituts zum Thema «Der zeitlose Wert des
Westens», Zürich, 6. Dezember 2016

Freiheit erfahren

von

Andreas Oplatka

Der von mir gewählte Titel für diese Rede – Freiheit erfahren – kann in zweifachem Sinn verstanden werden. Er kann Gegenwart meinen, die ersten Empfindungen eines Menschen, der auf eine ihm ungewohnte Welt der Freiheit trifft. Und ebenso kann Vergangenheit gemeint sein, Rückschau auf ein in Freiheit verbrachtes Leben.

Beide Perspektiven sind für mich gültig. Ich gedenke darüber zu sprechen, wie ich vor ziemlich genau sechzig Jahren nach dem Aufstand in Budapest als Flüchtlingskind in Zürich ankam, und auch über meine Lehr- und Berufsjahre in der seither vergangenen Zeit. Das alles hat mit dem Thema des heutigen Abends sehr nah zu tun, doch erwarten Sie bitte keine theoretischen Ausführungen von mir. Es geht mir mehr um selbst Erlebtes, um Betroffenheit. Wohl meine auch ich, dass es jenseits von Angebot und Nachfrage Werte gibt, die jedem Liberalen teuer sein müssen, doch will ich mich mit manchen Dingen auch diesseits von Angebot und Nachfrage befassen. Die eine oder andere Aussage über die Schweiz wird dabei vielleicht etwas ungewohnt ausfallen, denn ich habe zwar lang genug in diesem Land gelebt, bin aber doch jemand, dem schweizerische Selbstverständlichkeiten nicht in die Wiege gelegt wurden.

Meine ersten politischen Erkenntnisse datieren aus den frühen, stalinistischen fünfziger Jahren in Ungarn. Doch wie verbindlich – werden Sie sich fragen – ist die Sicht eines Primarschülers? Sebastian Haffner sagt dazu in der Beschwörung seiner Kindererinnerungen an den Ersten Weltkrieg und die Weimarer Republik dies: «Was jedes Kind weiss, ist meist die letzte, unableugbarste Quintessenz eines politischen Vorgangs». Etwas Ähnliches will auch ich für mich in Anspruch nehmen, denn ich bin der Diktatur früh begegnet. Sempel formulierte marxistische Sentenzen, die uns bereits in der vierten Klasse eingetrichtert wurden, kann ich heute noch hersagen, auch habe ich den Namen Pawel Morosow nicht vergessen; das war der uns als Vorbild hingestellte

sowjetrussische Junge, der seine Eltern als Regimegegner bei der Polizei denunziert hatte.

Vorbilder solcher Art taugten indessen damals wenig. Gegenwärtig ist mir vielmehr, dass wir Kinder alle ein Doppelleben führten: eines in der Familie, wo über das Regime Klartext gesprochen wurde und wo Vater und Mutter uns immer wieder aufs Strengste ermahnten, das Vernommene ausserhalb der häuslichen vier Wände auf keinen Fall zu wiederholen. Und eines eben ausser Hauses, in der Schule, wo wir die ideologisch gesättigten Texte auf Verlangen mit der Genauigkeit von Automaten hersagten. Freilich, in den Schulstunden verhielten wir uns als brave kleine, parteigläubige Burschen, um dann in der Pause untereinander die amtlichen Sprüche und ihre Schöpfer zu verspotten.

Zwar begriffen wir noch nicht, was es für unsere Eltern bedeuten musste, dass es Sicherheit weder für das eigene Leben noch für das Eigentum gab. Doch auch wir Kinder lebten bereits in der Lüge, wie alle im Land, und waren darum politisch frühreif. Allerdings akzeptierte das sowjetisch besetzte Ostmitteleuropa diese amtlich erzwungene Schizophrenie niemals. Wenn ich einen Sprung in der Chronologie machen darf: Im November 1989 berichtete ich für die NZZ über die samtene Revolution in Prag, und ich erinnere mich, dass auf dem Wenzelsplatz am Denkmal des heiligen Königs ein Band mit dem Wahlspruch Vacláv Havels über der unübersehbaren Menschenmenge flatterte: «Wir wollen in der Wahrheit leben!»

1956 beim Aufstand in Budapest war das nicht anders gewesen. Als Schuljunge machte ich damals Demonstrationen mit, durchstreifte in den Feuerpausen mit Freunden die in Trümmer geschossenen Quartiere der Stadt, sah und hörte vieles und glaube, vor allen Dingen eines bestätigen zu dürfen: Die Bevölkerung lebte zwar unter miserablen Verhältnissen, aber das, was sich im Oktober 1956 in Budapest ereignete, war kein Brotaufstand. Da erhob sich vielmehr ein Volk, das es satt bekommen hatte, terrorisiert, indoktriniert und gegängelt zu werden; Menschen erhoben sich aus Sehnsucht nach Selbstbestimmung. Unter Widerlegung der Thesen von Karl Marx waren es geistige Werte, die hier die Weltgeschichte vorwärtsbewegten, nicht purer Materialismus.

An den Geschehnissen in Ungarn 1956, jenen in der Tschechoslowakei 1968 sowie in Polen 1980/81 und zuletzt dann an der Wende 1989 erwies sich die Richtigkeit einer wahrhaft glänzenden Analyse des amerikanischen Diplomaten George Kennan, die er in der Schlussphase des Zweiten Weltkriegs in Moskau verfasst hatte. Die Sowjets, schrieb Kennan damals, würden nun versuchen, die von ihnen besetzten mitteleuropäischen Länder auf ihre Art zu beglücken, doch sei ihr Streben auf lange Sicht zum Scheitern verurteilt. Dies darum, weil sie sich in Mitteleuropa auf einem kulturhistorisch anders gearteten, dem sowjetrussischen Kollektivismus unzugänglichen Terrain befänden. Die Völker dieser Region, fuhr Kennan fort, sind in der Vergangenheit mit westlichen geistesgeschichtlichen Triebkräften in Berührung gekommen, so namentlich mit einer der ältesten, die Europa bis heute prägen: mit dem Römischen Recht. Mit jenem Gesetzeswerk, das zu seiner Zeit gewiss noch nicht jedermann, doch Leib und Leben sowie den Besitz des Staatsbürgers schützte. Die Zeit, sagte Kennan 1945 voraus, werde unweigerlich kommen, da die Sowjets sich

gezwungen sehen würden, ihre weit nach Europa vorverlegten Grenzpflocke wieder zurückzunehmen.

Diese Zeit freilich schien nach der Erdrosselung des ungarischen Aufstands entfernter zu sein denn je, und so lassen Sie mich jetzt zu meiner eigenen Geschichte zurückkehren, zu ihrer Fortsetzung im Februar 1957 in der Zürcher Kantonsschule. Da war nun vieles verwunderlich. Gewiss, der Mathematikunterricht in Zürich galt denselben Zahlen und Gleichungen wie in Budapest, und in der Biologie ging es um dieselben Pflanzen. Etwas Grundlegendes war aber neu: die Leichtigkeit, mit der sich hier alle bewegten und benahmen. Da herrschte eine heitere Unbeschwertheit, Schülern wie Lehrern dermassen natürlich, dass sie vermutlich keinen Grund gesehen hätten, davon viel Aufhebens zu machen. Auf mich indessen wirkte das mit der Kraft einer jähen Entdeckung, die ich für mich schon damals tastend zu formulieren suchte: Auf solche Art also geht es zu in einer Schule, in der, wie in der Gesellschaft allgemein, kein allgegenwärtiger politischer Druck auf dem Einzelnen lastet.

Auffallend war noch etwas und blieb es bis zuletzt: Wir hatten nur wenige verbindliche Schulbücher. Das Zürcher Erziehungssystem überliess es den Gymnasiallehrern, ihre Hilfsmittel zu wählen oder allenfalls, auch das gab es, einzig mit selbstverfassten Merkblättern zu arbeiten. Ich bin später, in meinen letzten Semestern an der Universität, für eine Zeit als Hilfslehrer in mein einstiges Gymnasium zurückgekehrt, wo man – immer noch zu meinem leisen Erstaunen – auch mir, der unerfahrenen, jungen Lehrkraft, ausser allgemeinen Richtlinien keinerlei Vorschriften für die Gestaltung des Unterrichts mit auf den Weg gab. Heute meine ich mit voller Überzeugung, dass dieses dem Einzelnen entgegengebrachte Vertrauen, die ihm gewährte Freiheit zur Entfaltung seines Talents und seiner Phantasie auch im Erziehungswesen unendlich fruchtbarer sind als jedes zentralistische System, in dem staatliche Behörden-Autorität bis ins Einzelne reglementiert, was in den Schulzimmern zu geschehen habe. Die grosse, die beglückende Freiheit begann aber an der Universität. Die akademische Freiheit, die man beim Studium der Humanwissenschaften genoss, konnte natürlich missbraucht werden, und ich habe später einmal an der Universität Wien tatsächlich einen Studenten getroffen, der im 32. Semester stand. Ich meine aber, dass es keine bessere Vorbereitung auf den künftigen intellektuellen Beruf gab als die den jungen Menschen gewährte Möglichkeit, sich an manchem zu versuchen und zu wählen, kein besseres Mittel als den ihnen ebenso auferlegten Zwang, von der Freiheit sinnvollen Gebrauch zu machen und ihren Weg selbständig zu gehen. Weshalb ich denn heute mit Trauer auf das starr schematische, auf Prüfung und Punktezahl ausgerichtete, einzig aufs Notwenige reduzierte Bologna-System blicke.

Mehr als 35 Jahre meines Berufslebens verbrachte ich bei der Neuen Zürcher Zeitung, welche Zeitangabe später einmal, als ich zu Beginn eines Vortrags vor amerikanischem Publikum eingeführt wurde, lautes Erstaunen hervorrief. Was hielt mich, was hielt viele der Kolleginnen und Kollegen so lange am Blatt, woran lag es, dass wir uns mit dem Haus unbedingt identifizierten? Ich denke, es war die uns allen zugestandene freie Entfaltungsmöglichkeit. Die Zeitung beanspruchte nicht nur für sich eine liberale politische Linie, liberaler Geist herrschte auch in den Redaktionsräumen. Tief haben sich mir die Worte eingeprägt, mit denen Eric Mettler, der Leiter der Auslandredaktion, nach der

Lektüre meines ersten längeren Manuskripts sein Urteil fällte: «Drucken wir. Ich hätte es anders gemacht, aber ich bin ich, und Sie sind Sie.» Da wurde jedem, selbst Neulingen, viel – im Rückblick auf die eigenen Anfänge denke ich: unglaublich viel – Freiraum und Selbständigkeit zugestanden in der Überzeugung, dass individuelle Fähigkeiten und damit die Gesamtleistung auf solche Art am besten gedeihen. Das alles beruhte auf einem als natürlich vorausgesetzten Vertrauensverhältnis, an das ich mit Wehmut zurückdenke, wenn ich sehe, wie viel Unternehmenskultur mittlerweile auch hierzulande verlorengegangen ist.

Auslandskorrespondenten der Presse können nicht umhin, an ihren Arbeitsorten Vergleiche mit dem eigenen Land anzustellen. Mein Befund in Skandinavien – der Wohlfahrtstaat ist seither selbst dort etwas zurückgebunden worden – besagte, dass die soziale Sicherheit in der Schweiz keineswegs schlechter ist als in Nordeuropa, ohne dass Steuerexzesse, wie in Dänemark oder Schweden üblich, den individuellen Spielraum der Bürger aufs Engste einschränken müssen. In Frankreich, einem wunderbaren Land, wo nicht wenige mit verstecktem Neid und offener Ironie zur kleinen Schweiz hinüberschielen, liess sich eine historisch geformte Auffassung des Staatsverständnisses kennen lernen. Sie schliesst, seltsames Gemisch, sowohl ein ständiges Misstrauen gegenüber dem Staat ein als auch die Erwartung, der Staat habe dem Einzelnen – ob es sich um eine Familie, einen Berufsstand oder ein Unternehmen handelt – in Zeiten der Not über alle Schwierigkeiten hinwegzuhelfen. Die in Moskau verbrachten Jahre schlossen dann mit der Erkenntnis, dass ein marodes diktatorisches System, das der höchste Machthaber, damals Michail Gorbatschow, durch die Einführung einiger freiheitlicher Elemente zu sanieren suchte, im Kollaps endete. Halbherzig zugestandene Presse- und Redefreiheit, Meinungspluralismus, allerdings nur innerhalb einer Partei, plan- und marktwirtschaftliche Ideen nebeneinander – die Neuerungen erwiesen sich als Gift für die Diktatur und führten zu einer nicht mehr kontrollierbaren Eigendynamik der Gesellschaft.

Meine Damen und Herren, der Preis heute Abend wird für freiheitliche Gesinnung in der Publizistik verliehen. Ich darf dazu sagen, dass es mir angesichts der europäischen Vergleiche nie schwer fiel, für Werte einzustehen, die, wie ich meine, die bürgerliche Zivilisation der Schweiz ausmachen. Und vollends leicht war es bei meiner Herkunft, sich stets von der Überzeugung leiten zu lassen, dass die gewaltsame Teilung Europas ein Ende finden müsse. Nun ist seit der Wende von 1989 bereits geraume Zeit vergangen, und es kann mich nicht froh stimmen, wenn ich heute sehe und höre, dass in meinem Geburtsland die Nation als höchstes Gut und der Liberalismus als Sinnbild eines unpatriotischen Egoismus in Gegensatz gestellt werden.

Hier liegt, so glaube ich, ein Irrtum vor. Die Grundlagen der Schweiz, wie sie heute besteht, wurden 1848 von Liberalen gelegt; die damaligen Staatsmänner standen für die persönliche Freiheit ein, zugleich aber vollbrachten sie eine kollektive, patriotische Tat. Und ebenso in Ungarn. Die grossen Gestalten im 19. Jahrhundert, die den Weg zur Modernisierung des Landes öffneten, bekannten sich alle zum Liberalismus. Einer von ihnen, Graf Stephan Széchenyi, dem ich eine deutschsprachige Biografie gewidmet habe, begründete seine dem Liberalismus verpflichtete Haltung auch theologisch: «Durch die eigene Tätigkeit das Glück unserer Mitmenschen zu mehren,

bedeutet Gott, den Allmächtigen, anzubeten.» Ausserhalb jeden Zweifels stand für die Gründerväter das, was ein Klassiker, Adalbert Stifter (Wilhelm Röpke zitiert ihn), mit diesen Worten zusammenfasste: Wenn jeder um seiner selbst willen auf die beste Art da ist, so ist er es auch für die menschliche Gesellschaft.

Meine Damen und Herren, liest man die vor einem guten halben Jahrhundert verfassten Werke Röpkes, seine Warnungen vor der Vermassung, der Gleichmacherei und der staatlichen Bevormundung, dann können wir uns heute nur noch unter Bedenken fragen, wie weit wir es gebracht haben. Und doch meine ich, dass die Schweiz mit ihrer demokratischen Toleranz- und Kompromisskultur, der funktionierenden Mehrsprachigkeit und mit der föderal vielfach geteilten und auf solche Art vor Missbrauch geschützten Macht nach wie vor ein einzigartiges Staatswesen ist. Nicht zu gewagt sodann dürfte die Aussage sein, dass die Schweiz jenes europäische Land ist, in dem sich der Bürger weiterhin dem kleinsten Druck der Behörden ausgesetzt sieht. Was ich hier aufzähle, entspricht nicht dem bei ähnlichen Auftritten üblichen kritischen, oft auch selbstquälerischen Bild der Schweiz, ich weiss es wohl. Zu Kritik, wer möchte es bezweifeln, gibt es reichlich Grund, sie ist nötig, sie dient dem Land. Mir scheint indessen, dass es ebenso nötig und ein Dienst am Land ist, von Zeit zu Zeit an seine ebenso reich vorhandenen Vorzüge zu erinnern.